

Niklaus Meienberg und die Geschichte

Mal de vivre in einer kranken Demokratie

Eine Erinnerung an den vor einem Jahr verstorbenen Publizisten.

Wie lange wird es dauern, bis einer künftigen Generation erklärt werden muss, dass Niklaus Meienberg (1940-1993) zu seinen Zeiten ein glänzender Journalist, Historiker, Satiriker und Lyriker – ein begeisterter Erzähler gewesen ist? Noch immer fällt es schwer, seinen Tod zu begreifen. Die schmählische Auseinandersetzung um seine Person hatte zuletzt – etwa in der NZZ vom 20./21.3.1993 – Formen angenommen, die Meienberg, nachdem er am 21.9.1992 nachts von unbekanntem Angreifer vor seiner Zürcher Wohnung schwer zusammengeschlagen worden war, offenbar nicht mehr länger hinzunehmen vermochte. Eine öffentliche Abdankung verbot er sich, wohl damit es ihm nicht gleich ginge wie dem 1979 verstorbenen ebenfalls verschrienen Walter Matthias Diggelmann, über den er in einer Gedichtzeile schrieb: «erhält einen Schuhvoll Wärme jetzt von jenen die ihn kaltgemacht» (in: «Erweiterung der Pupillen»).

Einer der unzähligen Vorwürfe, die an erwählter Stelle im Gestus einer lange aufgesparten Abrechnung – «Manches deutet darauf hin, dass seine Energien zur Neige gehen» – gegen Niklaus Meienberg erhoben worden waren, lautete, «stattgeschichtliche Persönlichkeiten in ihrem historischen Zusammenhang zu verstehen und zu beurteilen», pflege er «bewusst eine ahistorische Schweiz, welche die Objekte seines Angriffs zu Freiwild macht». Eine groteske Beschuldigung! Gäbe es einen Autor, der in den letzten zwanzig Jahren leidenschaftlicher als Meienberg dafür geworben hätte, in «die Archive, das Gedächtnis des Staates» hinabzusteigen, Quellenstudium und Quellenkritik zu treiben, Geschichte zu entdecken, «wie sie entsteht und vergeht, wie man sie verändern kann, weil sie veränderbar ist» (in: «Vielleicht sind wir morgen schon bleich u. tot») sowie: «Reportagen aus der Schweiz»? Wenn Meienberg aneckte, dann nicht deswegen, weil er unhistorisch gedacht hätte, wie ihm seine Verleumder unterstellten, sondern weil ihm «Geschichte als fertiger Text» (ebd.) missfiel, weil er sich als Intellektueller, der sich einmischt, verstand und, als einer der genauesten Spracharbeiter der Schweizer Literatur dieses Jahrhunderts, immer von neuem sichtbar machte, dass «im öffentlichen Bewusstsein ein blinder Flecken» bestand (in: «Die Welt als Wille und Wahn»).

Literarische Gesichtsschreibung

Nicht Meienberg – eine versammelte Gegnerschaft lieferte den schmerzlichen Beweis, dass, wie er schrieb, «eine Harmonie zwischen Forschern und Erforschten nicht möglich ist» und «Zeitgeschichte» nicht geschrieben werden kann, «ohne etwas zu riskieren» (in: «Die Welt als Wille und Wahn»). Seine Texte waren Mikrostudien der Macht und Herrschaftsverhältnisse in diesem Staat, und das schlimmste dabei war: Er schrieb bei alledem unterhaltsam, hatte Stil. Ein umwerfend komisches grandioses Stück Literatur, eine eigentliche Bravourleistung stellt beispielsweise der erstmals in der von ihm – 1981 – mitgegründeten

«Wochenzeitung» erschienene Artikel «Hptm. Hackhofers mirakulöse Kartonschachtel. Eine Fundbeschreibung» aus dem Jahre 1983 dar, in dem Meienberg einen militärischen Nachlass beleuchtet, der ihm zufällig in die Hände kam, und an welchem er, dem sonst so oft die Akten vorenthalten worden waren, sich nach allen Regeln der Kunst erproben konnte (Wiederabdruck in: «Der wissenschaftliche Spazierstock»).

Niklaus Meienberg war nicht nur Historiker, er hat auch, viel zu oft gegen seinen Willen, selbst Geschichte gemacht und wurde noch zu Lebzeiten eine Legende: ein Mann in der Offenheit seines Schweizerseins, seines Mal de vivre in einer angekränkelten Demokratie. Seine Artikel, Reportagen und Bücher lesen sich in zeitlicher Distanz wie ein riesiges Tagebuch, in dem auch das Persönlichste politisch bleibt: ein grosses Œuvre in einem – seit Max Frisch definitiv – grossen Genre.

Ein Reporter

Meienberg, der seine Karriere 1966 als Frankreichkorrespondent bei der «Weltwoche» begann und in seiner kleinen Pariser Wohnung an der Rue Ferdinand Duval immer ein letztes Refugium fand, hatte es schwer, im eigenen Land – in der Schweiz – Geborgenheit, Heimat zu empfinden: «Ich verlange von meinem Staat ein Minimum an Würde und etwas Grips», bemerkte er 1990 («Die Schweiz als Schicksalsschmack & Mummenschanz», in: «Weh unser guter Kaspar ist tot»). Einen Namen als Autor von Rang hat sich Meienberg zunächst mit seinen Geschichten über das Leben einfacher Leute und mit ironischen Selbstbeschreibungen gemacht («Reportagen aus der Schweiz»). Wie kam ein zweiter schaffte er es, eigene Beobachtungen und die Aussagen der von ihm Befragten in ein packendes Stück Zeitgeschichte zu verwandeln. Mit der Geschichte über Wohnwagenbesitzer am Rhein etwa, die «alle Sehnsucht aus der Arbeit weg ins Wochenende verlagert» haben, oder mit seinen Texten über den Boxer Chervet und den Rennwagenfahrer Siffert, welche die Sportreportage zur Sozialreportage erhoben, machte er Pressegeschichte und verhalf der Reportage als «literarischer Form» (Sartre) zu neuem Ansehen. Stets schrieb er mit dem Einsatz seiner gesamten Person. Meisterhaft verstand er es, Gestalten und Charaktere zu zeichnen, blieb selbst in seinen Fabrikreportagen ein «Ecrivain», der seine eigene Seele in die Schreibmaschine spannte, und das war auch das Geheimnis seines Stils, nie trocken, nie dogmatisch, selten – nur da, wo es ihm sehr weh tat – festgefahren, sonst stets für Eindrücke offen, frech: «Man kann nicht mit einer ausgelagten, phantasielosen Sprache eine Gesellschaft verändern» (in: «Vorspiegelung wahrer Tatsachen»). Vorbilder fand er etwa im «Le Monde»-Reporter Jean Lacouture, über welchen er selbst sagte: «Ein gründlicher Beobachter wird radikal, wenn er an die Wurzel der Dinge gerät.» Gegen die gängige Medienberichterstattung und die blosse Vermittlung politischer «Oberflächenkenntnis» – «Alles wird aufgefäsert in Tagesneuigkeiten ohne geschichtliche Tiefe» – führte er einen unablässigen Kampf (in: «Das Schmettern des gallischen Hahns»).

Mit präzisem Sinn für das Wirkende der Zeitgeschichte – «l'histoire immanente» – war er seinem Ursprung nach ein typischer unruhiger Vor-68er. Während der revolutionären Ereignisse

Mal de vivre in kranker Demokratie

• Fortsetzung von Seite 41

in Paris selbst bewährte er sich trotz aller bekundeten Begeisterung – «Lasst uns realistisch sein, verlangen wir das Unmögliche» (in: «Zunder») – seine persönliche Unabhängigkeit und einen Restbestand an – wenn auch, nach all den geführten Befreiungsschlägen, geläutertem, so doch noch immer unverkennbar katholischem – Bildungsgut, das ihm in seiner St. Galler Kindheit und während eines eher leidensvollen Aufenthalts in der Klosterschule Disentis eingeträufelt worden war. Mit seiner spitzen Feder verschonte er daher auch wiederholt die Linke nicht, der er, ohne sich je in eine Gruppe einbinden zu lassen, sich doch selbst immer zu rechnet. Mochten die Interviewten auch Ernst Bloch, Michel Foucault, Pablo Neruda oder François Mitterrand heissen, stets hakte er mit seinen Fragen unerbittlich nach. Er war kein Schönredner, und oft schlug er Töne an, die sonst nur im politischen Kabarett zu hören waren. Als leidenschaftlicher Gegner des «restaurativen Journalismus» jedweder Art (in: «Die Erschiesung des Landesverrätters Ernst S.») fühlte er sich einem strengen Realismus Begriff verpflichtet und opponierte 1982 – als mittlerweile 42jähriger – selbst beim «Stern» gegen die «Verfügbarkeit der Welt, die Beliebigkeit der Themen»: «Der Schreiber verfügt ja nicht nur über das Material, sondern das Material auch über ihn» (in: «Der wissenschaftliche Spazierstock»).

Schwarzes Jahr 1976

Die Hintertreibung eines für das Zürcher Neumarkt-Theater geplanten Schauspiels über die Generalsfamilie Wille durch die Angehörigen (Juni/Juli 1976) sowie das Schreibverbot, das Meienberg sich kurz danach im August 1976 mit einer brillanten Satire auf Franz Josef II., den Fürsten von Liechtenstein («letzte ambulante Reliquie der Donaumonarchie») beim «Tages-Anzeiger» einhandelte, nicht zuletzt auch die Ende 1976 erfolgte bundesrätliche Verweigerung einer Qualitätsprämie für den im Januar 1976 erfolgreich uraufgeführten Ernst-S.-Film (mit Richard Dindo) trafen Meienberg viel tiefer, als das damals von aussen her den Anschein hatte. Hinter seinen witzigen und bissigen Paraden versteckte sich eine Sensibilität und Verletzlichkeit, die erst in seinen Lyrikbänden ganz zum Ausdruck kam: «Lasst Euch die Wörter nicht nehmen / erobert sie / erobert sie zurück» (in: «Die Erweiterung der Pupillen»).

Meienbergs Reportage über die «Erschiesung des Landesverrätters Ernst S.» und das 1987 erschienene Buch über den weitverzweigten Wille-

Clan und dessen irritierend enge Beziehungen zum damaligen Nazideutschland («Die Welt als Wille und Wahn») waren und bleiben Meilensteine in der Aufarbeitung der Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg: «Oben wurde pensioniert, unten wurde füsiliert», gemessen wurde «mit zweierlei Mass». Die Machtvollkommenheit von Oberauditor Eugster, auf dessen Direktiven die übergrossen Todesurteile gegen Ernst S. und andere kleine Täter (vgl. «Die beste Zigarette seines Lebens», in: «Der wissenschaftliche Spazierstock») gesprochen wurden, hat Meienberg als erster herausgearbeitet, und das Aufsehen, das seine Studien erregten, trug massgeblich zur Abschaffung der Todesstrafe im Schweizer Militärstrafgesetz (1992) bei. Meienbergs dritte grosse historische Einzelstudie über den – einer «versunknen katholischen Welt» entstammenden – gescheiterten Hitler-Attentäter Maurice Bavaud («Es ist kalt in Brandenburg, 1980 zusammen mit dem gleichnamigen Film von Villi Herrmann, N.M. und Hans Stürm) vermochte ähnlich drastische Kontraste zwischen den «Kleinen» und den «Grossen» aufzuzeigen. Während 1938 der provozierend zahlreich in Berlin bei Hitler seinen Antrittsbuch abstattete, reiste Bavaud, der ehemalige Zögling einer Missionarsschule, Hitler mit der Absicht nach, ihn mit einer Pistole zu töten. Als Maurice Bavaud 1941 in Plötzensee hingerichtet wurde, verlautele weder in der deutschen noch in der Schweizer Presse auch nur ein Wort. Die Schweizer Gesandtschaft in Berlin, die «zum besten Teil der Gesellschaft» gehörte, hatte sich auch nicht im geringsten um das Schicksal Bavauds und die Benachrichtigung seiner Familie gekümmert.

Krieg als «Feuerwerk»

Meienbergs letztes grosses Engagement, an dem er unter dem Druck nicht abbreissender telefonischer Morddrohungen beinahe zerbrach, betraf Anfang 1991 den Golfkrieg, dessen rassistischste Einstellung er mit alarmierenden Artikeln und – damals: schrill anmutenden – paradiplomatischen internationalen Interventionen zu erwirken suchte. Die Obszönität des am Fernsehen direkt übertragenen Tötens, die unverblümt vor laufenden Kameras vorgetragenen Appelle an den menschlichen Killerinstinkt – die wenigen amerikanischen Kriegsgegner sprachen von einem «Wargasmus» – sowie die gleichzeitige Rede über diesen angeblich erstmals «sauberen Krieg» widernten Meienberg über alle Massen an, erinnerten ihn zweifellos auch an seine 1980 geschriebene Reportage über die in Deutschland stationierten US-Trup-

pen, in welcher ihm einer der Soldaten das freimütige Geständnis gemacht hatte: «Endlich Krieg, das wäre schön» (in: «Vorspiegelung wahrer Tatsachen»).

Was damals wohl nur wenigen bewusst war: 1943 und 1944 hatte Niklaus Meienberg als Drei- und Vierjähriger – in einem Alter potentiell traumatisierender, noch kaum zu verarbeitender Eindrücke also – «von den Höhenzügen oberhalb der Stadt» St. Gallen (in: «Zunder») – mit «Ausblick über den Bodensee bis ans deutsche Ufer» die nächtlichen Bombardierungen Friedrichshafens, des bündnerischen Zentrums der deutschen Flugzeugindustrie, mitverfolgt: «Ich war etwa vier Jahre alt, da haben sich die St. Galler in lauen Kriegsnächten dort oben versammelt und nach Friedrichshafen geglotzt, wo ein Feuerwerk abgebrannt wurde bei den Domier-Flugzeugwerken. (...) Geräusche wie von Raketen und Knallfröschchen (...), (...) lustige Feuergarben und Leuchtkegeln standen am süddeutschen Himmel, und über unsern Köpfen war ein dumpfes Rollen, ein Tram fuhr den Himmel entlang», wie Meienberg mit dem Unterton wiedererinnerter kindlicher Angstbeschwörung in seinem Buch «Reportagen aus der Schweiz» schrieb.

Golfkrieg

Es schien dem nunmehr 50jährigen beim Ausbruch des Golfkriegs offenbar unenträglich, sich wiederum in die Rolle des hilflosen Zuschauers von «massiven Bombardierungen» versetzt zu sehen – und das spricht nur für ihn, rückt gewisse unglückliche und missverständliche Formulierungen von damals in ein gänzlich anderes Licht. In seinem «Tagebuch mit Springen, betr. 1991» taucht der sehr bezeichnende Begriff des «Feuerwerks» auf jeden Fall wieder auf. Da ich 1991 wie Niklaus auch in Zürich-Oerlikon wohnte, traf ich ihn zufällig am Morgen nach der ersten Kriegsnacht in der Schalterhalle der Post. Er war entsetzt. Wie er mir erzählte, hatte er im Fernsehstudio Leutchenbach und bei Freunden die Ereignisse von Stunde zu Stunde bis zum Tagesanbruch verfolgt und nicht geschlafen. Später schrieb er in sein Tagebuch: «Jede andere Beschäftigung als die mit dem Golfkrieg (und was man dagegen, auch mit schwachen Kräften, tun kann) erscheint mir während dieser rasenden Entwicklung als absurd.» Damals holte der Krieg als Geschichte seiner Kindheit – der er einen Grossteil seines Schaffens gewidmet hatte – ihn unerbitlich wieder ein. *Peter Kamber*

Vom Autor dieses Artikels erschien vor kurzem die historische Reportage «Schüsse auf die Befreier. Die Luftgarnilla der Schweiz gegen die Alliierten 1943-45» (Rotpunktverlag).

• Fortsetzung Seite 43